

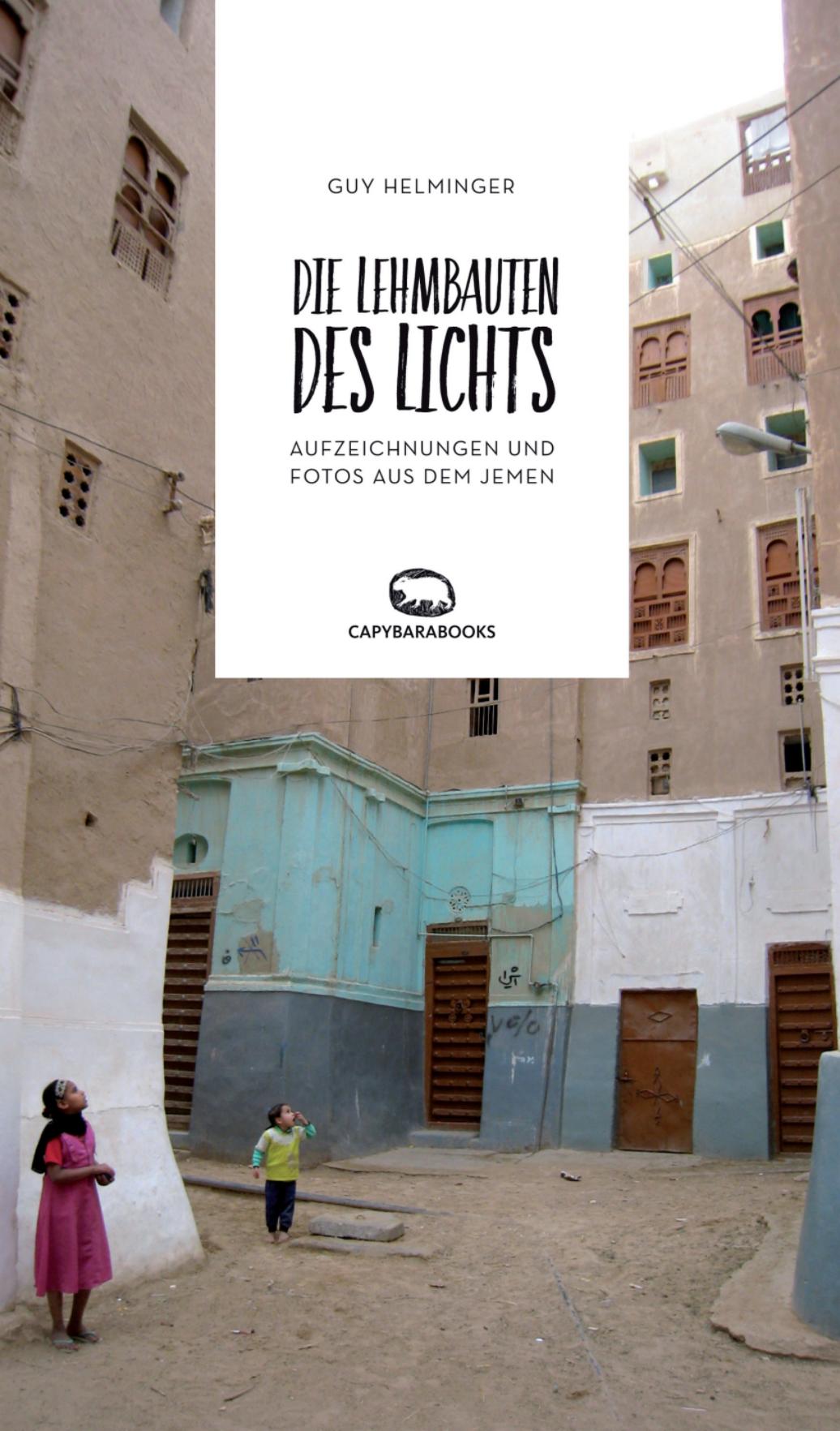
GUY HELMINGER

DIE LEHMBAUTEN DES LICHTS

AUFZEICHNUNGEN UND
FOTOS AUS DEM JEMEN



CAPYBARABOOKS



SANAA

ALTES ÖKO SYSTEM UND NEUES JAHR

Noch bis zur Revolution von 1962, die das Imamat abschaffte und die Stadt für die Außenwelt öffnete, gab es, bis auf wenige Ausnahmen am Tahrir-Platz, nur das alte Sanaa innerhalb der Stadtmauern. 50.000 Menschen lebten hier. Heute, 45 Jahre später, sind es mehr als zwei Millionen. Damals gab es ein erstaunliches Ökosystem. Die Toiletten waren so eingerichtet, dass nur der Kot in das dafür vorgesehene Loch fiel, der Urin hingegen wurde in eine Vertiefung geleitet, aufgefangen und als Dünger für die Gärten benutzt. Das Gemüse gedieh hervorragend. Der Kot trocknete in einer Rinne längs der Fassade, die man aufstemmte, wenn sie voll war. Trockener Kot riecht nicht. Er wurde gesammelt und im Hamam als Brennstoff benutzt, um zu heizen. Die Asche wiederum streute man auf die Felder. Das Trinkwasser kam aus hauseigenen Ziehbrunnen, die bis zu 60 Meter tief waren.

Dann kam in den 1970ern der Fortschritt.

In der Stadt bedeutete das fließendes Wasser in den Haushalten. Der Verbrauch stieg rapide. Das Grundwasser in

den tieferen Schichten wurde weniger, zumal es teilweise mit Tanks aufs Land gefahren wurde, um die Qat-Plantagen zu bewässern. Gleichzeitig liefen die Abwässer nun ungetrennt in die oberen Schichten des Grundwassers, was dessen Pegel ansteigen ließ. Irgendwann war er so hoch, dass die Fundamente der Häuser aufzuweichen drohten, weshalb die UNESCO einschritt und Abhilfe schaffte.

Apropos Qat. Die Pflanze ist das Genussmittel schlechthin im Jemen. Da interessiert es leider kaum jemanden, ob durch ihren Anbau der Grundwasserspiegel für Trinkwasser dramatisch sinkt oder nicht. Qat wird von den Männern täglich gekaut. Es schmeckt bitter, zieht einem den Mund zusammen und man produziert Unmengen an Speichel, von dem man nicht weiß, wohin damit. Im Suq haben mir bereits am ersten Tag Männer davon angeboten. Es hat eine leicht beschwingende Wirkung. Hier in Sanaa wird es gerne mit dem Trinken einiger Tassen starken Kaffees verglichen. Mich machten die Blätter etwas wacher. Aber was mochten die empfinden, die stundenlang mit Hamsterbacke herumliefen? Und das waren fast alle, egal ob Schmied oder Tuchverkäufer, ob Obsthändler oder Dolchschleifer.



Bis in die 60er gab es nur Ökomüll – Schalen, Obstreste usw. –, der auf die Wege geschmissen wurde. Die Ziegenherden grasten alles ab, fraßen den Müll weg. Mit dem Fortschritt kamen Plastik und Dosen, was erneut zu Problemen führte. Mittlerweile gibt es zumindest in Sanaa eine Müllabfuhr – ihre Wagen kündigen sich mit Sirengeräusch an, als komme die Polizei angerauscht –, so organisiert, dass sie regelmäßig an verschiedenen Stellen der Stadt, wo die Menschen ihren Abfall hinbringen, alles einsammelt. Plastikflaschen und Dosen werden wiederverwertet und der Mann, der auf dem Mülllaster steht, sortiert sie sofort aus. Aber auch die Anwohner schauen gerne mal, was der andere so zu sich nimmt und verbraucht. Und beschweren sich, wenn sie bei einem europäischen Nachbarn eine leere Wein- oder Bierflasche im Abfall finden. Dann kann man sich eine freundliche, aber bestimmte Predigt anhören, dass Allah den Alkoholtrinkenden nicht mag. Und natürlich haben die Ausländer eine Strategie hiergegen entwickelt. Sie bearbeiten die Flaschen in der Plastiktüte so lange mit einem Hammer, bis niemand mehr erkennen kann, ob es eine Milch- oder Bierflasche war.

Der eingesammelte Müll wird auf eine Kippe gebracht, wo er gelagert und mit Erde zugeschüttet werden soll, aber wenn man nachts zum Flughafen fährt, riecht man, dass sie ihn verbrennen.

Als ich am Morgen in einer Backstube um die Ecke meine Brötchen hole, sie heißen hier *Kudamm*, bin ich froh, im Vorhinein einige Vokabeln gelernt zu haben. Der Bäcker und seine Gesellen haben keine Zeit, Rätsel zu lösen. Der Andrang ist groß und der Teig wird frisch hergestellt, während zeitgleich Brötchen und Brotlaibe im Ofen aufgehen. Meine Bestellung wird auf Anhieb verstanden. Großartig. Mit meiner gefüllten Tüte will ich mich auf den Rückweg machen, als sich mir ein Mann in den Weg stellt, sich als Hussein vorstellt und fragt, ob ich sein Haus sehen möchte?

„Von innen“, fügt er hinzu.

Da ich mir vorgenommen habe, mich auf jeden einzulassen, bejahe ich und begleite ihn. Unterwegs teilen wir die gekauften Brötchen und essen.

In Hussein's Haus ist unten noch ein alter Mühlstein zu finden, der aber nicht mehr im Gebrauch ist. Ein Seil, an dem ein Ziegenlederbeutel befestigt ist, hängt in den Brunnenschacht. Vom Treppenhaus aus führen kleine Öffnungen in drei Lagerräume.

„Den kleinsten brauche ich, wenn ich mit meiner Frau Streit habe“, sagt Hussein und lacht schallend.

Auf der zweiten Etage liegt die *Mafradsch*. Hussein erklärt, es handele sich nicht um die *Mafradsch* des Hauses, die ganz oben auf der letzten Etage. Das hier sei der Raum für den Richter, ein Zimmer, in dem die gegnerischen Parteien sich trafen, Probleme diskutiert und geklärt würden. In der Mitte steht eine große Wasserpfeife auf einem Tablett, auf einem Höckerchen eine Silberkaraffe.

Nebenan liegt Hussein's Bibliothek, die ich aus einem unerfindlichen Grund nicht betreten darf. Dafür bittet mich mein Gastgeber in einen Verkaufsraum, in dem er kleine Taschen anbietet, Schals und Kleidungsstücke. Ich interessiere mich spontan für die Hüte an der Wand, aber die sind nur Dekoration und nicht verkäuflich.

Das Haus selbst ist aus gebrannten Ziegelsteinen gebaut, die Zwischenräume wurden mit Steinsplittern und Lehm abgedichtet. Die Wände haben eine Dicke von 50 cm, was gegen die nächtliche Kälte hilft, denn Heizungen gibt es hier nicht, obwohl die Temperatur im Winter bis auf ein Grad fallen kann. Tagsüber heizen sich die Mauern bei über 20 Grad und drückender Sonne wieder auf. Im Sommer aber spenden sie Kühle.



Vom Hausdach aus hat man einen spektakulären Blick über die Stadt. Sanaa liegt 2.200 Meter über dem Meeresspiegel in einem Talkessel am Fuße des rund 3.000 Meter hohen Djebel Nuggum. Die Stuckornamente an den Hausfassaden glühen weiß im Sonnenlicht. Die Flachdächer sind bestückt mit Wassertanks und Parabolantennen, ab und an erhebt sich ein Pavillon als Sonnenschutz. Dazwischen einige Palmen und Gärten. Wie kulissenhafte Bauteile reihen sich Wohnblöcke aneinander. Ich sehe die Häuser und kann nicht glauben, dass sie bewohnt sind. Diese Stadt ist ein Gedicht, voller klarer Zeilen, dabei so irrational, als bestünde sie nur in der eigenen Fantasie. Der Anblick ist tatsächlich von berauscher Schönheit und ich habe das Gefühl, laut mit mir selbst reden zu müssen, um Worte für den Augenblick zu finden, ihn festzuhalten, in einer Ahnung, die alles umschließt, auch das, was ich nicht sehe, weil es sich hinter den Mauern abspielt.

Hussein sagt, er habe Englisch nur durch die Touristen gelernt. Er wünscht sich mehr davon, weil das seinem Land guttäte. Auch er trägt einen Krummdolch an einem breiten Gürtel und unter einem winterlichen Armeemantel das lange weiße Kleid. Mir ist es schon im Hemd zu heiß.

Die Brötchen sind verspeist und ich verabschiede mich von meinem Gastgeber, schlendere durch die engen Gassen des Suqs, links und rechts die garagenartigen Geschäfte vollgestopft mit Waren. Aus einigen dröhnt mir der Ruf „Willkommen im Jemen“ entgegen, andere wollen wissen, wo ich normalerweise lebe? *Almania* finden sie in Ordnung.

„Gut, dass du kein Amerikaner bist“, lacht einer, zieht den Krummdolch aus der Scheide und den linken Daumen quer über seine Gurgel.

Vereinzelt zwingen sich Wagen durch die Gassen, kommen nur langsam vorwärts. Die Motorräder hingegen rasen mit Dauerhupen durch die Menge hindurch. Farbige Stoffplanen sind über einige Gassen gespannt, schützen gegen die Sonne. Dort, wo das grelle Licht die Häuser trifft, teilt es die Gegend in dunkle Schattenquadrate und gleißende, sich auflösende Formen. Trotzdem tragen fast alle Männer Jacken und Sakkos über ihrer Djellaba, ein Palästinensertuch um den Kopf gewickelt oder eine Mütze.

Im breiten, handbestickten Gürtel steckt das Handy neben dem Krummdolch.

Dass meist ältere Frauen in farbige Gewänder gehüllt sind und die jungen Frauen vor allem die schwarze Abaya mit Niqab tragen, findet eine Erklärung in der jüngsten Geschichte des Jemen und hat mit dem Ersten Irakkrieg (Zweiter Golfkrieg) zu tun. Viele jemenitische Männer arbeiteten 1990 in Saudi-Arabien, wo Abaya und Niqab Pflicht für Frauen sind. Weil die jemenitische Regierung sich beim Einmarsch des Irak in Kuwait auf die Seite des Aggressors stellte, warf Saudi-Arabien seine jemenitischen Gastarbeiter aus dem Land. Zurück in der alten Heimat hielten die ehemaligen Gastarbeiter an Aspekten der saudi-arabischen Form des Islam fest, bestimmten eine neue Kleiderordnung für ihre Frauen und so wurden die farbigen Gewänder nach und nach von der schwarzen Tracht abgelöst. Einige Frauen tragen dazu Handschuhe, um das Verdecken der Haut perfekt zu machen. Beim Gespräch sieht man mit Kajal umrandete Augen. Aber viele Gespräche gibt es nicht zwischen mir und dem anderen Geschlecht. Denn richte ich an einem Stand das Wort an eine Frau, wirkt dies wie ein Übergriff, den man dem Ausländer zwar nicht übelnimmt, aber Antwort bekomme ich von einem der umstehenden Männer, sei es in gebrochenem Englisch, sei es durch Gesten.